

HERBST. ZEIT DES ABSCHIEDS

Grigori Kanowitsch

In diesem Herbst reiste ich nach Vilnius. Gemeinsam mit meinem 12-jährigen Enkel Noah, vor 10 Jahren wegen seiner schweren Krankheit gezwungen, mit seinen Eltern Litauen zu verlassen und zum ständigen Wohnsitz und zur Heilbehandlung nach Israel auszuwandern, begab ich mich in die litauische Provinz, die Heimat seiner Urgroßväter und Urgroßmütter, das kleine, gemütliche Städtchen Jonava, welches sich entlang den grünen Ufern des Flusses Neris erstreckt, einer der wichtigsten Zuflüsse des Niemen, und welches berühmt geworden war vor dem II. Weltkrieg, vor dem Holocaust, durch seine Glaubensstoleranz oder, wie man heute sagen würde, durch die friedliche Koexistenz der Ureinwohner Litauens, der Litauer, mit Vertriebenen und Fremden, mit Juden, Polen und Russen. Es ist kaum vorstellbar, aber Fakt: die Juden stellten in diesem Städtchen die dominierende Mehrheit der Bevölkerung. Jiddisch frei sprachen nicht nur unsere Nachbarn und die Gleichaltrigen, sondern sogar die örtliche Staatsmacht, die ausschließlich aus reinblütigen Litauern bestand: der Herr Bürgermeister, der dicke Polizeimeister und der wie seine Sporen glänzende Kommandeur des am Rande des Städtchens einquartierten Infanterieregimentes.

Vor der Ankunft in Jonava habe ich meinem Enkel oft davon erzählt, wo seine arbeitsliebenden, genügsamen und gottesfürchtigen Urgroßväter gelebt haben und womit sie, ohne den krummen Rücken aufzurichten, ihr ganzes Leben befaßt waren, wie sie ihre Landsleute kleideten, Stiefel für sie schusterten, ihnen die wie die umliegenden Wälder wild gewachsenen Barte und die mit Zotteln bedeckten Köpfe frisiereten; wie sie ihre Pferde beschlugen; ihnen auf Pump Kolonialwaren verkauften, und Noah, so schien es mir jedenfalls, brachte meinen Erzählungen ein ehrfurchtsvoll-schüchternes, aber echtes Interesse entgegen und begab sich gedanklich jedes Mal, gemeinsam mit mir, in jene ferne, nunmehr, so könnte man sagen, museale Zeitepoche.

Als der ausgeglichene, für sein Alter sehr besonnene Noah, der so zu Ehren unseres Urvaters, des Steuermannes der biblischen Arche benannt worden war, die Erde seiner fernen Vorfahren betrat, stieg meiner Meinung nach sofort sein Interesse für das Vergangene, für die Geschichte seines Geschlechtes, das in Litauen wenigstens drei Jahrhunderte gelebt hatte und, ehrlich gesagt, konnte ich mich nicht genug an seiner Neugierigkeit erfreuen, wenn er zunächst schüchtern, dann immer mutiger mich darüber ausfragte, worüber er früher ernsthaft wohl nie nachgedacht hatte.

Es ergab sich, daß unser kurzzeitiger Aufenthalt in Jonava nicht, wie in solchen Fällen üblich, in den heimischen Gefilden, nicht an der Schwelle des väterlichen Hauses, welches vom gradenlosen Kriegssturm hinweggefegt worden war, begann, sondern beim alten, sich über dem Städtchen erhebenden jüdischen Friedhof, der, wie es schien, wohl noch vor dem gescheiterten Feldzug Napoleons gegen Rußland angelegt worden war. Allerdings, ein Friedhof im traditionellen Sinne des Wortes, war eigentlich schon gar nicht mehr vorhanden.

Das, was von ihm übriggeblieben war, erinnerte am wenigsten an einen Platz der ewigen Ruhe, man könnte ihn eher, und auch das mit Vorbehalt, als etwas Friedhofsähnliches, oder, was viel eher zuträfe, als eine armselige und zufällige Ansammlung verstümmelter Grabsteinreste bezeichnen. Am Ort der früheren Friedhofsstätte, die die sterblichen Überreste vieler Generationen von Juden beherbergt, ragten aus ungemähem Gras, irgendwo von wohlthätigen Friedhofswärtern aufgestellte, verkrüppelte Grabsteine mit jahrhundertealten, geradezu ausgebrannten Inschriften bzw. Steinbrocken mit den von sechseckigen Sternen abgebrochenen, erloschenen Strahlen.

„Haim Golerstein,“ - las Noah klar und deutlich auf dem wie durch ein Wunder erhaltenen Grabstein in sehr gut beherrschtem Hebräisch, welches er nicht nur in der israelischen Schule, sondern auch in dem berühmten Krankenhaus, wo er lange behandelt worden war, erlernt hatte. „Kennst du ihn?“ - wandte er sich offenherzig-naiv an mich.

„Nein“ - gab ich ehrlich zu verstehen. Woher auch sollte ich diesen Haim Golerstein, der zu Beginn des vorigen, des XX., Jahrhunderts auf dem jüdischen Friedhof in Jonava begraben worden war, lange bevor ich das Licht der Welt erblickte, kennen.

„Und diesen hier? Pinhas ben Shlomo?“ - las Noah beinahe silbenweise die halb verblichene Inschrift. - „Hast du diesen hier gekannt?“

Aber leider, auch Pinhas ben Shlomo kannte ich nicht. Es gab sicher in Jonava viele Juden mit solchem Namen...

Noah war sichtlich verärgert darüber, daß ich niemanden auf dem Friedhof kenne.

„Und wo liegt dein Großvater, mein Urgroßvater, weißt du das wenigstens?“ - konnte sich mein Enkel nicht beruhigen, während er mit seinen „Adidas“-Laufschuhen im hohen, kränklich gelben Friedhofsgras versank.

Ich schüttelte den Kopf und beschämt, Gott weiß warum, war ich bemüht, mich zu rechtfertigen und ihm klar zu machen, daß von unserem breit verzweigten Geschlecht, das in Litauen fast 250 Jahre gelebt hatte, auch nicht eine Spur verblieben ist, daß die Grabsteine seines Urgroßvaters Dovid und seiner Urgroßmutter Rocha, zum großen Bedauern, nicht erhalten sind, daß ich vieles dafür geben würde, wenn in Jonava plötzlich ein guter Zauberer erschiene und mir als größte Kostbarkeit wenigstens einen kleinen Steinsplitter wiederbrächte, in den der Steinmetz, Gilel der Einäugige, mit seinem Meißel den Namen meines Großvaters, Dovid Kanowitsch, oder der Großmutter, Rocha Kanowitsch, eingemeißelt hätte... Aber die Zeit der Zauberer ist unumkehrbar vorbei.

„Aber wohin sind all die Steine verschwunden?“

Noah verhörte mich mit der Leidenschaft, nicht eines Schülers der 6. Klasse, sondern der eines erfahrenen amerikanischen Sheriffs. Er schaute mich mürrisch, stirnrunzelnd an, geradezu, als wäre ich schuld daran, daß auf dem jüdischen Friedhof im hohen, kränklich gelben Gras nicht ein einziger Grabstein mit einem, unserem Stamm nahestehenden, Namen erhalten war.

„Wohin also?“

Und ich mußte in der betäubenden, Gott und den Verstorbenen genehmen, Stille in Lehrermanier geduldig und knapp erklären, wohin die Steine von den jüdischen Friedhöfen Litauens verschwunden waren. Nein, sie haben sich nicht im Herbst zu einer Schar versammelt, wie die Kraniche, sind nicht zum Überwintern in warme Gebiete geflogen, sie haben nicht die Toten ihrem Schicksal überlassen, die ihnen anvertraut hatten, auf den Gräbern ihren Schlaf zu bewachen.

Ich mühte mich vergeblich, meinem wißbegierigen Enkel begreiflich zu machen, daß im Krieg zweibeinige Bestien, ohne Ehre und Gewissen, nicht nur die lebenden Juden gemetzelt haben, sondern auch die Toten. Vergiftet durch Haß und Boshaftigkeit, schändeten sie Friedhöfe, verschleppten Grabsteine, um sie später ungestraft für andere Zwecke zu verwenden, sie in den Fundamenten ihrer Bauwerke einzusetzen, mit ihnen Straßen in den Städten zu pflastern oder sie als Stufen zu ihren Häusern und Villen zu verlegen. Gelassen traten sie ihre Füße über altjüdischen Inschriften ab, die dem barmherzigen allmächtigen Gott und den Nachkommen vom Ableben irgendeines, in himmlischen Höhen unbekanntem, Schusters, Schneiders oder Friseurs berichteten...

Aber die Zahl der zweifelnden Fragen meines Enkels wurden mit jeder neuen Erklärung, zu meinem Erstaunen, nicht geringer, sondern verdreifachte sich. Er konnte es einfach nicht fassen, wie man sich die Füße abtreten kann auf Grabsteinen, die mit altjüdischen Inschriften versehen sind, weshalb man beim Hausbau Grabsteine einsetzt, wo doch ohnedies eine unzählige Menge überall herumliegt und zwar ohne jegliche eingemeißelte Namen oder sechs eckige Sterne. Das Wesentlichste aber, was ihn betroffen machte und was eine Antwort erforderte war: Woher kommen diese zweibeinigen Bestien?

Woher sie kommen? Noah eine einfache und klare Antwort darauf zu geben, erwies sich als überhaupt nicht einfach. Ich versuchte, mich auf verschiedene Weise ihm anzunähern, aber mein Enkel zog nur die Stirn in Falten, und ich, als ich meine pädagogische Unfähigkeit verspürte, ergab mich plötzlich in langwierige, für einen jungen, noch minderjährigen Menschen kaum faßbare Erörterungen über die verhängnisvolle Feindschaft von Menschen verschiedener Nationalitäten, über den Haß, aus dem alle Verbrechen hervorgehen, und mein junger Gesprächspartner ließ nun völlig den Kopf hängen. Schweigend hörte er mir zu, beinahe nachsichtig, als ob ich nicht mit ihm, sondern mit mir selbst redete. Es schien, als könne der durch die Reise ermüdete Noah die Ursachen, die Menschen dazu bewegen, einander zu hassen, die sie anstacheln, Greueltaten zu begehen, fremde Friedhöfe zu schänden, völlig unschuldige Kinder und Frauen zu töten, einfach nicht begreifen.

Wie ich mich auch mühte, es gelang mir nicht einmal, ihn davon zu überzeugen, daß man uns, die Juden, einfach nur dafür tötete, daß wir Juden sind.

Aber wieso? entgegnete er, Polen hat man doch auch nicht dafür getötet, daß sie Polen sind, oder Franzosen, weil sie Franzosen sind.

O Gott, ich ertappte mich bei dem unlustigen Gedanken, ob es überhaupt klug sei, den grünen Jüngling mit banalen und beinahe schon lästigen Moralpredigten darüber, daß man die Juden zu den Hauptschuldigen an allem menschlichen Unglück auf Erden erklärt hat, vollzustopfen. Wenn er erwachsen wird, tröstete ich mich, wird er sich selbst damit auseinandersetzen und sich Klarheit verschaffen. Immerhin lebt Noah nicht auf einer einsamen Insel, nicht auf einem in der Galaxis verlorenen Planeten, sondern in dieser besten aller Welten, wo die durch Haß und Intoleranz anerzogene Mord-

lust zu einer solchen Alltäglichkeit, einer solchen routinemäßigen und gängigen Beschäftigung wird, wie die Morgentoilette. Er lebt in dieser besten aller Welten, wo Tausende oder gar Millionen von Menschen im Angesicht der alltäglichen Alpträume schon längst die Schrecken der Vergangenheit, wie Osvenzcy und Majdanek, vergessen haben. Sie haben aufgehört, sich über die sogenannte „Jüdische Frage“ (oder ähnliches) den Kopf zu zerbrechen, heute interessiert sich diese, mit den tödlichen Bazillen der Xenophobie infizierte, beste aller Welten nicht mehr für die zu Asche gewordenen Opfer des alten Holocaust, heute lauern uns mal hier, mal dort, neue Holocausts an unserer Schwelle auf.

Gegen Mitte des Tages begann sich mein zwölfjähriger Enkel in der Heimat seiner Vorfahren spürbar zu langweilen.

Ich wollte ihn noch irgendwohin fahren, ihm noch irgend etwas zeigen, aber ich wußte nicht so recht wohin und was. Etwa zu dem, aus dem Vergangenen strömenden und von Erinnerungen rauschenden, versandeten und fischlosen Fluß, in dem Noah's Ururgroßmutter morgens die Wäsche spülte und am Jom-Kipur, dem Sühnetag, ihre bescheidenen Sünden ertränkte. Oder etwa zur Ruine des Lebensmittelladens, in dem sein Ururgroßvater den exotischen Ceylontee und die Überseenüsse mit den wie bei Küken geöffneten Schnäbeln einkaufte.

Der eilig gedrehte, mit dem Trillern der Friedhofsvögel und unseren Seufzern vertonte Kurzfilm über das Vergangene, über unser Stammesnest, von dem weder Flaum noch ein Federchen verblieben waren, neigte sich dem Ende.

Und jetzt, kurz vor dem Einsteigen ins Auto, kurz vor dem Losfahren in Richtung Vilnius, erinnerte ich mich an die Kleinstadtsynagoge, wohin mich meine Großmutter Rocha als kleinen Jungen dreimal am Tag geführt hatte, in der Hoffnung, der allerhöchste Gott möge sein gütiges Angesicht nicht auf den Sohn des Müllers Weinstein, sondern auf mich richten und mir etwas schenken, was er noch keinem unseres Geschlechts zuteil werden ließ, Glück.

Mit ihrem eingemauerten Davidstern über dem Eingang, der mit einer frivolen Zitronenfarbe gestrichen war, war sie noch während der denkwürdigen Sowjetjahre in ein gewöhnliches Backwarenkombinat, eine einträgliche Bäckerei umfunktioniert worden, die ohne Unterbrechung Jonava und die gesamte Umgebung mit firmeneigenen Mehlerzeugnissen versorgt hatte.

Den wiederauflebenden Noah, aufgewachsen an der Seite des Herrgotts in Israel, wo nicht nur die Tempel, sondern auch die Luft seit jeher von der einzigartigen Musik des Gebetes durchdrungen sind, schockierte eine solche, in ihrer Authentizität erschütternde Tatsache, eine Synagoge als Bäckerei und rief eine neue Salve von Fragen hervor. Nachdem er genug vom Duft frischer Brötchen, der aus den weit geöffneten Türen ins Freie strömte, eingeatmet hatte, kam er zu mir und flüsterte:

„Und lebende gibt es gar keine mehr?“ „Von wem sprichst Du?“ „Von den Juden.“

In Jonava, glaube ich, keine, antwortete ich. Auch in anderen litauischen Städtchen wirst du wohl kaum welche finden. Es gibt schon fast niemanden mehr, hier auf dieser Erde, der um die Vergebung seiner Sünden zu Gott beten könnte. Früher haben hier Juden gebetet. Viele wurden im Krieg umgebracht, wer überlebte, nahm seine Habseligkeiten und ging weg...

Und wie im Geographieunterricht, begann ich langsam an den Fingern die Länder aufzuzählen, wohin in den letzten zwanzig, dreißig Jahren die Juden Osteuropas ausgewandert waren und die noch lebenden auch weiterhin auswandern: Israel, Amerika, Australien, Frankreich, Deutschland, Österreich. In meiner Aufzählung tauchten selbst solch exotische Staaten wie Venezuela, Puerto Rico, die Fidshi-Inseln und Sambia auf, von denen mein Enkel noch nie zuvor gehört hatte.

„Und dort, dort geht es ihnen gut?“ „Je nachdem“; antwortete ich ausweichend. „Und überhaupt, wie schon dein Ururgroßvater Dovid sagte, nur selten erfüllen sich schöne Träume unter fremden Dächern.“

Das Auto fuhr los, flog förmlich über die Neris-Brücke, wir bissen in knackige Kornäpfel - schneeweiße litauische Apfel, als wären sie mit der morgendlichen Kühle, dem Wiesentau durchtränkt, unter uns glänzte zum letzten Mal der Fluß meiner Kindheit wie die Schuppen eines Barsches. Ich schaute aus dem Autofenster auf seine stillen, strauchigen Ufer, und plötzlich schien es mir, daß meine Großmutter, Noah's Ururgroßmutter, mit einem Wäschebündel die Uferböschung hinunterlief, barfuß betrat sie die Holzstege, spülte mein Sommerhemdehen, schlug mit dem Wäschebleuel darauf ein, seine Spritzer flogen nach allen Seiten, begossen alles ringsherum, Israel und Amerika, Kanada und Deutschland, Puerto Rico und die Fidshi-Inseln, die Frontscheibe des flinken und gehorsamen Autos, meine Augen, und ich wischte und wischte sie mir ununterbrochen, ich weiß nicht warum, bis unser "Volkswagen" in Vilnius einfuhr.

13. September 2000, Bat-Jam
GRIGORI KANOWITSCH
Übersetzung aus dem Russischen: Ronald Seiring

DER AUTOR:

Grigori Kanowitsch wurde 1929 in Kaunas (Litauen) als Sohn eines jüdischen Schneiders geboren. Er studierte Slawistik und Philologie an der Universität Vilnius. Danach arbeitete er an der Litauischen Akademie der Wissenschaften und beim litauischen Filmbüro. Seit 1948 veröffentlicht Kanowitsch Gedichte, Erzählungen, Dramen und Romane. Sein Roman Park Evreev („Park der Juden“) wurde als der beste russischsprachige Roman 1997 in Israel ausgezeichnet und die Novelle Prodavez snov („Traumverkäufer“) wurde für den Booker-Preis nominiert. Seit 1993 lebt der Autor in Israel. In deutscher Sprache sind erschienen seine Romane „Kerzen im Wind“, „Tränen und Gebete der Einfältigen“ und „Ein Zicklein für zwei Groschen“.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 70/71 2001,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>